BERLIN

Die überreizte Stadt

Hohe Mieten, Billigtourismus – die Berliner leben in einer Metropole, aber sie möchten eine Heimat haben. Bericht aus einer Hauptstadt, die sich fragt, wem sie gehört: den Ansässigen oder der Welt? *Von Wiebke Hollersen und Dirk Kurbjuweit*

Es begann mit einem Geräusch, einem Rattern wie von kleinen, harten Rädern. Zunächst fiel es Daniel Dagan kaum auf, aber mit der Zeit hat er es beunruhigend oft gehört, auf den Treppen des Hauses, in dem er wohnt, Wilhelmstraße, Berlin. Dann verschwanden Namensschilder von der Klingelleiste und wurden durch Nummern ersetzt. Fremde Gesichter tauchten auf, im Hof standen manchmal Karren mit schmutzigen Handtüchern.

Allmählich dämmerte Dagan, dass sich sein Haus heimlich in ein Hotel verwandelt. Er weiß nun längst, dass das Rattern von Rollkoffern kommt. Er ist nun schon oft von fremden Leuten nach ihrem Appartement gefragt worden, als wäre er der Concierge. Aber er ist Journalist, er stammt aus Israel und ist vor zehn Jahren in die Wilhelmstraße gezogen, damals in ein normales Mietshaus, einen grauen Plattenbau zwischen anderen grauen Plattenbauten. Gute Lage, nur ein paar Schritte bis zum Brandenburger Tor, nur ein paar Schritte bis zum Potsdamer Platz. Reizvoll für Touristen.

„Sehen Sie die Gardinen?“, ruft Dagan auf dem Weg hinter seinem Haus. „Überall die gleichen Gardinen.“ In seinem Haus gibt es 21 Wohnungen, 10 davon werden nur noch an Touristen vermietet, vermutet Dagan. Er will nicht in einem illegalen Hotel leben, er will seine Nachbarn kennen, er will, dass sie einen normalen Alltag haben so wie er, dass sie nicht ständig Partys feiern, nicht den Müll in die Flure werfen, weil sie bald wieder abreisen und sich für nichts verantwortlich fühlen.

Das Bezirksamt Mitte hat 257 Ferienwohnungen entlang der Wilhelmstraße gezählt, sie dürften da nicht sein, aber niemand unternimmt etwas. Daniel Dagan und seine Nachbarn haben deshalb eine Bürgerinitiative gegründet. Sie protestieren, sie verteidigen ein Berlin für Berliner.

Es geht jetzt um Heimat. Berlin ist Deutschlands größte städtische Heimat, und Berlin ist Weltmetropole, und viele Berliner erleben das als Widerspruch. Heimat ist Ruhe, Sicherheit, Geborgenheit. Weltmetropole ist Trubel, Bewegung, Aufbruch.

Mehr als 20 Millionen Übernachtungen von Touristen zählt Berlin im Jahr, 30 Millionen sollen es werden. Die Welt liebt diese Stadt, sie ist ein Magnet, und viele kommen, um zu bleiben. Deshalb stellt sich die Frage, wem sie in einer globalisierten Welt gehört: den Ansässigen oder allen?

Am Sonntag wählen die Berliner ihr Landesparlament, und das wichtigste Thema des Wahlkampfs sind steigende Mieten. Die sind heute in der Innenstadt bis zu 14 Prozent höher als vor zwei Jahren. Diese Zahl zeigt das Ausmaß des Wandels.

In Berlin entsteht seit einigen Jahren eine neue Stadt, die Stadt der Touristen und Neuankömmlinge. Sie wächst wild, es gibt keinen Plan, keine Grenzen, selbst die Gesetze gelten nur eingeschränkt. Ein bisschen erinnert das an die „Frontier“ des 19. Jahrhunderts, als sich in Nordamerika, Brasilien oder Südafrika eine neue Welt über eine alte schob, unkontrolliert und rücksichtslos, ein Kampf der Pioniere gegen die Ansässigen.

Diese neue Stadt könnte bald zur eigentlichen Stadt werden. Berlin wäre dann nicht mehr vor allem Heimat für Berliner, sondern Bühne für ein internationales Publikum. Dafür kursieren hässliche Wörter in der Stadt: „Riesen-Ballermann“, anspielend auf eine berüchtigte Saufzentrale auf Mallorca, oder „Riesen-Disneyland“, anspielend auf Künstlichkeit, Abwesenheit von Authentizität.

Was macht das mit den Berlinern, in welchem Zustand sind sie gerade? Der Berliner Philosoph Georg Simmel schrieb Anfang des 20. Jahrhunderts den Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“, der als Gründungsdokument der Stadtsoziologie gilt. Simmel sah in Metropolen eine „Steigerung des Nervenlebens“, die Reaktion darauf sei „Blasiertheit“. Der Großstädter versage sich die Reaktion auf das Geschehen ringsum, weil es seine Nerven überfordern würde. Ist das noch so? Stehen die Berliner blasiert an ihrer Frontier?

Berliner sind wichtig für Berlin. Das klingt einfältig, aber Berliner sind wich-

Blick von der Oberbaumbrücke, Jugendliche am

JULIE WOODHOUSE / IMAGEBROKER (O.); HECHTENBERG / CARO (U.)

Schlesischen Tor in Kreuzberg: *Die Straße ist die Kneipe*

tiger für ihre Stadt als Pariser für Paris oder Römer für Rom. Was diese Städte zum großen Teil ausmacht, sind alte Steine. Man kommt wegen der Schönheit. Nach Berlin fährt man trotz der Hässlichkeit. Touristen und Neuankömmlinge sehnen sich nach dem Berlin-Feeling, einer Atmosphäre, die nicht von Gebäuden geprägt ist, sondern von Menschen, die Ideen haben.

Es gibt in Berlin viele Berlins. Man könnte auch das Porträt einer wunderbaren Stadt erzählen. Aber hier soll es um den Kampf der alten Stadt gegen die neue gehen, um den Widerspruch von Heimat und Weltmetropole.

Oliver Winter ist ein Pionier, einer von denen, die das neue Berlin in das alte hineintreiben. Winter hat 3000 Betten in die Stadt gestellt, das ist sein Beitrag. Zur Hälfte robuste Metallbetten, auf denen Schulkinder herumspringen können, vor allem aber: billige Betten. Betten ist ein Wort, das in einem Gespräch mit Winter ziemlich häufig fällt, die Währung seiner Branche. Winter betreibt Hostels, seine Kette heißt „A&O“, seine Häuser sind riesige gelbe Kästen.

Winter wirkt jungenhaft, bis auf das zurückweichende Haar. Er ist 36 und schon seit elf Jahren im Bettengeschäft. Er steht ganz oben in seinem neuesten Haus in der Lehrter Straße in Moabit, schaut hinüber zum Hauptbahnhof, zu dem man nur zehn Minuten läuft, unter ihm 820 Betten, sein neuester Erfolg.

Es fing damit an, dass Berlin zur Hauptstadt wurde. Sofort wollte jede Schulklasse nach Berlin, sagt Winter. Er war selbst für eine Weile gereist, nach Australien, Neuseeland und rechtzeitig zum Boom zurück in seine Heimatstadt.

Das Geld für sein erstes Hostel in Friedrichshain verdiente er neben dem Studium mit einem Getränkemarkt. Die Reiseveranstalter flehten um jedes zusätzliche Bett, sagt er. Zur Invasion der Schulklassen kam vor sieben Jahren die der Easyjet-Touristen, die Billigfluglinie machte ein Drehkreuz in Berlin auf. Oliver Winter eröffnete Hostels in ganz Deutschland und bis nach Prag. „Am Ende will der Kunde überall ein günstiges Bett“, sagt er.

Neben seinem 820-Betten-Hostel in Moabit wohnen Marion Mayr und Karsten Mierke. Vor ihrem Haus stauen sich die Reisebusse, nachts kreischen die Mädchen im Hostel von Fenster zu Fenster, die Jungs klettern über die Regenrinnen. Die Touristen torkeln über die Straße, pinkeln in die Büsche, zerschlagen Bierflaschen.

Das Haus von Marion Mayr und Karsten Mierke hat fünf Etagen, auf jeder liegt eine große WG. Die Bewohner sind aber keine Hippies, sie sind normale Leute, die morgens zur Arbeit oder in die Uni gehen und nachts schlafen wollen. Auch

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Hostel-Chef Winter: *„Am Ende will der Kunde ein günstiges Bett“*

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Anwohner Mierke, Mayr: *Nachts kreischen nebenan die Mädchen*

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Immobilienkäufer Skjerven: *„Der aufregendste Markt in Europa“*

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Barbetreiber Luevano: *Der Hausmeister ruft manchmal die Polizei*

mitten in Berlin sollte das weiterhin möglich sein, finden sie.

Nun schreiben sie um zwei Uhr morgens Lärmprotokolle, so wie viele Nachbarn in der Straße, oder rufen die Polizei. Dazu hat das Ordnungsamt geraten. Sie wollen nicht spießig sein. „Aber kann man das alles nicht auch so machen, dass es für die Menschen erträglich ist?“, fragt Mierke.

Oliver Winter, der Hostel-Chef, hat inzwischen die Fenster verstellen lassen. Seine Gäste können sie nur noch ankippen. Das soll helfen gegen das Geschrei über den Hof. Gegen das Geschrei entlang der Straße könne er nicht viel tun. Seinen Nachbarn werde wohl nur übrigbleiben, sich an die Touristen zu gewöhnen. Jeder Besucher sei gut für Berlin.

Nicht jeder sieht das so. Im Wrangelkiez in Kreuzberg luden die Grünen im Frühjahr zu einer Versammlung, die hieß: „Hilfe, die Touris kommen“.

Im Wrangelkiez an der Schlesischen Straße ist das „Mysliwska“, eine klassische Kreuzberger Bar, ein mythischer Ort. Im „Mysliwska“ gibt es kein Design, es gibt abgestoßene Möbel, blätternde Wände und einen welligen Fußboden, es gibt polnisches Bier, und durch die Fenster sieht man auf einer Hauswand den Spruch: „Fickt eusch allee“. Früher standen hier vor und hinter dem Tresen Künstler, die ganz genau wussten, dass sie die Avantgarde sind, und die hofften, dass dies bald ein paar Leute merken würden. Kreuzberger Nächte sind schon länger zügellos, aber sie waren auch politisch, avantgardistisch und individualistisch. So entstand der Mythos von der Berliner Feier.

In den neunziger Jahren wurde er durch eine östliche Komponente und die Tanzkultur der Clubs ergänzt. Der „Tresor“ ist die Wiege des deutschen Techno, später kam das „Berghain“ hinzu, neuerdings raunen alle vom „Kater Holzig“, einem Ort, der den Berlin-Mythos aufgreift und weitertreibt. Eine alte Fabrik, Gestrüpp, Holzlatten, Graffiti, Eisenkunst, gut essen, danach tanzen.

Der Mythos ist das eine, das andere ist das, was er nach sich zieht. Wenn man das „Mysliwska“ verlässt, landet man nicht in Berlin, sondern in Partytown.

Partytown besteht zu einem großen Teil aus Restaurants, die zugleich Cocktail-Bars und Kneipe sind oder zugleich Döner, Pizza, Burger anbieten, die irgendwie asiatisch sind, aber in Wahrheit gesichtslos international, kulinarisch-alkoholische Gemischtwarenläden, die ihre Happy Hour auf die ganze Nacht ausdehnen können. Billig muss es sein. „I make you a good price.“

Partytown besteht zu einem anderen Teil aus Spätkaufläden, in Berlin „Späti“ genannt, die bis in den frühen Morgen geöffnet haben und in gläsernen Kühlschränken 25 Sorten Bier anbieten. Denn kein Bier ist billiger als das Bier, das man auf der Straße trinkt. Die Spätis machen die Straßen zur Kneipe und bringen eine eigene Nachtökonomie hervor. Die Flaschen, die nicht zerschellen, sammeln zerfurchte Männer mit riesigen Einkaufswagen ein, um das Pfand zu kassieren.

Die Verkehrsader von Partytown ist die Oberbaumbrücke, die Kreuzberg mit Friedrichshain verbindet, den Wrangelkiez mit der Simon-Dach-Straße, in der sich ein gesichtsloses Lokal an das andere reiht. Über die Oberbaumbrücke ziehen die gelben U-Bahnen der Partylinie 1, hier wird das siebte Straßenbier getrunken, und hier stehen die Männer, die mit den stolzen Gesichtern von erfolgsverwöhnten Richtschützen in die Spree pinkeln oder gegen die lieblichen Aufbauten der Oberbaumbrücke. Es riecht, als wäre die Welt ein Klo.

In diesen Nächten entsteht das neue Berlin. Der Wrangelkiez ist halb erobert, große Teile von Friedrichshain, auch die Oranienstraße in Kreuzberg, ein Gründungsort vom Berlin-Mythos West, und die Oranienburger Straße in Mitte, ein Gründungsort vom Berlin-Mythos Ost. Partytown treibt die Authentizität aus der Stadt. Kein Berliner, der etwas auf sich hält, würde zum Feiern in die Simon-Dach-Straße gehen. Die Nachtwelten entkoppeln sich, die Billigtouristen feiern berlinlos.

Die Berliner Frontier ist noch nicht müde, sie wälzt sich weiter, hat nun schon

den Landwehrkanal überquert und Neukölln erreicht, dieses fürchterliche, grässliche Sarrazin-Neukölln, wo die Kinder unbeschulbar sind, die Türken die Libanesen mit Messern bekämpfen, die Deutschen gemobbt werden, wenn sie Deutsch reden, und nahezu alle von Hartz IV leben, wenn sie nicht Obst & Gemüse verkaufen oder am Döner säbeln. Das sind die Klischees und Vorurteile über Neukölln. Niemand, der bei Trost ist, wäre da bis vor kurzem hingezogen.

Aber das gilt nicht mehr. Ramses Luevano aus Mexiko, auch ein Pionier, hat im Norden von Neukölln an der Weserstraße die Bar „Gastón“ eröffnet. Vor fünf Jahren ist er in Berlin hängengeblieben, hat Restaurants in Prenzlauer Berg und in Kreuzberg aufgemacht, aber dort ist es ihm zu langweilig geworden. Neukölln muss es jetzt sein, der Norden von Neukölln „kommt“. Die „New York Times“ und der „Guardian“ haben bereits berichtet.

Die Künstler sind schon länger da, die Kreativen, und das sind in Berlin auch Leute, die ein Café mit seltenen Teesorten eröffnen. „Berliner Boheme“, sagt Luevano. Hier findet sie noch Wohnungen mit hohen Decken und niedrigen Mieten. Noch. Schon stehen die Leute Schlange bei Wohnungsbesichtigungen. In den Türen der Häuser in der Weserstraße hängen Zettel, Kiezversammlung, Thema: Mietentwicklung.

Der Kampf hat schon begonnen, auch in Neukölln. Der alte Hausmeister ruft manchmal die Polizei, wenn ihm die Gäste im „Gastón“ zu laut sind.

Der Norweger Einar Skjerven hat schon von Nord-Neukölln gehört, aber er wartet noch ab. Er ist Immobilienmanager und beschloss vor fünf Jahren, in das Spiel um Berlin einzusteigen, nachdem er von den niedrigen Mieten erfahren hatte. Die werden doch steigen, die müssen doch steigen, dachte er und legte einen Fonds für seine Firma Industrifinans auf. Etwa 1400 Wohnungen hat Skjerven inzwischen gekauft, auf einem Streifen, der sich von Pankow rechts oben nach Zehlendorf links unten zieht. Dazwischen liegen Prenzlauer Berg, Charlottenburg, Friedrichshain, Kreuzberg. Dieser Streifen sei wie das saftigste Stück beim Fleischer, sagt Skjerven.

Prenzlauer Berg ist langweilig, Neukölln muss es jetzt sein, der Norden von Neukölln.

Er ist 45, auch Pionier, ein fröhlicher Mann, sein Haar hat er in den Nacken gekämmt. Er legt das Geld von reichen Skandinaviern an, aber auch die norwegische Kirche hat bei ihm investiert und hofft nun, dass in Berlin die Mieten steigen, damit die Rendite stimmt.

Wenn jemand auszieht, lässt Skjerven die Wohnung auffrischen – und verlangt danach 10 bis 25 Prozent mehr Miete. Die bekommt er auch. Die Zahl der Haushalte wächst, aber es werden kaum Wohnungen gebaut. An diesem Morgen stehen nur acht seiner Wohnungen leer. „Alle in der Branche reden über Berlin, das ist der aufregendste Wohnungsmarkt in Europa“, sagt er.

Wenn die Mieten steigen, fällt in Berlin sofort das Hasswort „Gentrifizierung“. Es bedeutet, dass der Immobilienmarkt den Wandel der Stadt vorantreibt, dass „statusniedrigere gegen statushöhere Bevölkerungsgruppen ausgetauscht werden“. So sagt das Andrej Holm, Stadtsoziologe an der Humboldt-Universität in Berlin. Unter anderem wegen des Wortes Gentrifizierung war er in Untersuchungshaft. Er hat es schon früh benutzt, und dann stand es in Bekennerschreiben für Brandanschläge. Die Bundesanwaltschaft nahm das als Indiz, dass Holm Mitglied einer terroristischen Vereinigung sein könne. Das hat sich nicht bestätigt.

In Berlin hängen Tourismus und Gentrifizierung meist zusammen. Die Immobilienmanager folgen der Spur des Feierns. Erst kommen die guten Bars,

eine „subkulturelle Infrastruktur“ entsteht, sagt Holm. Und dann ziehen die Leute ein, die es erhebend finden, in der Nähe der Boheme zu leben, und die sich das was kosten lassen. Der Kiez wird fein. Nachdem sich der Prenzlauer Berg gentrifiziert hatte, konnten nur 20 Prozent der ursprünglichen Bevölkerung bleiben, hat Holm ermittelt.

Jens-Holger Kirchner hat nichts gegen Gentrifizierung. Er ist Stadtrat für Öffentliche Ordnung im Bezirk Pankow, zu dem auch Prenzlauer Berg gehört. Er ist ein Grüner.

„Wir haben hier Millionen reingesteckt, weil die Kieze so verranzt waren“, sagt er. Und nun soll er der alten Zeit nachtrauern? Den Bruchbuden mit Ofenheizung? Will er nicht. Ihm gefallen die sanierten Wohnungen, die Feinkostläden, er freut sich über die Familien, die sich das alles leisten können. „Berlin ist, wenn die Zugezogenen gegen Verdrängung protestieren“, sagt er.

Franz Schulz hat etwas gegen Gentrifizierung. Er ist auch bei den Grünen und Bürgermeister in Friedrichshain-Kreuzberg. Schulz sagt: „Die beste Bevölkerung ist die, die schon da ist.“

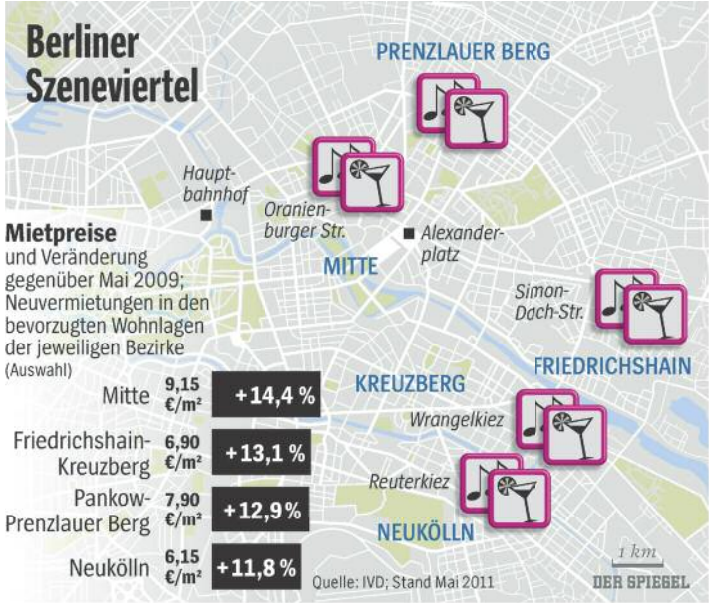
Er erzählt von den vielen Babys in Friedrichshain, von den neuen Clubs in Kreuzberg, den Leuten mit gutem Einkommen, die herziehen wollen, von den Investoren, die Hochhäuser am Spreeufer planen. Die Gesichter anderer Politiker würden glänzen vor Glück. Schulz sieht sorgenvoll aus.

Es gebe, sagt er, einen Fonds aus Dänemark, der in Kreuzberg inzwischen berüchtigt sei, weil er Haus um Haus kaufe, die Mieten kräftig heraufsetze oder die Wohnungen gleich einzeln wieder verkaufe. Schulz kämpft mit seinen Bürgern gegen Verdrängung und viel Wandel.

Andrej Holm hält sich raus bei diesem Streit der Grünen. Er sagt, ob Gentrifizierung „gut ist oder schlecht, ist objektiv nicht zu sagen. Das Ideal einer Stadtentwicklung, die für alle gut ist, gibt es nicht“. Eine Stadt sei nun einmal „Verteilungskampf und Konflikt“. Aber eines weiß er genau: „Die Armut wandert vom Zentrum an die Stadträndern.“

Protest gegen Mietsteigerungen

STEFAN BONESS / IPON



Zum Beispiel an die Siedlung Heerstraße Nord in Spandau. Wohntürme mit kleinen Fenstern, manche in leuchtenden Farben gestrichen, andere grau. Zwischendrin Grünanlagen, auf Bänken sitzen alte Frauen, sprechen Russisch, viele Spätaussiedler kamen nach Spandau. Es gibt ein paar Kneipen und Discounter, vor denen schon nachmittags die Trinker stehen. Sonst gibt es nicht viel, eine Schlafstadt aus Beton. Touristen kommen nicht.

Es sind noch Wohnungen frei. Zwischen den Häusern hängen Angebote in Glaskästen, 250 Euro warm für 26 Quadratmeter Berlin.

Raed Saleh, Abgeordneter der SPD in Berlin, geboren in Palästina, in der Siedlung Heerstraße Nord aufgewachsen, sagt: „Seit Kreuzberg ‚in‘ ist, seit Neukölln ‚in‘ ist, kommen die Leute her.“ Mehr als 800 Menschen, die Transferleistungen beziehen, Arme also, seien in einem Jahr neu nach Spandau gezogen. Noch keine Massenbewegung, aber ein Trend, findet Saleh. Die Innenstadt steigt auf, die Außenbezirke rutschen ab.

Eine Metropole ruht nie, sie ist immer in Bewegung. In Berlin sieht das gerade so aus: Die Armen wandern in die Außenbezirke, die Straßen der Innenstadt werden veredelt oder verkommen als Teil von Partytown, je nachdem, in welcher Phase des Wandels eine Straße gerade steckt.

Was macht das alles mit den Berlinern? Und das sind Deutsche, Türken, Amerikaner, Israelis, Franzosen, Araber, alle, die sich als Berliner fühlen, und das geht schnell in dieser Stadt. Sie reagieren nicht mehr blasiert auf die „Steigerung des Nervenlebens“ wie zu Zeiten von Georg Simmel. Sie schauen nicht mehr weg, sie sind entrüstet. Proteste überall, Berlin ist überreizt.

Zum Symbol dafür wurde der Kampf um die Flugrouten. Im nächsten Jahr wird der neue Flughafen Berlin Brandenburg eröffnet, noch mehr An- und Abflüge, noch mehr Touristen. Anwohner in vielen Bezirken der Stadt demonstrierten gegen drohenden Fluglärm. Nun wird es vor allem die Leute treffen, die am Müggelsee leben. Sie demonstrieren jeden Montag in Friedrichshagen.

Am Samstag vor einer Woche flogen Farbbomben gegen Neubauten, mehrere tausend Leute demonstrierten gegen hohe Mieten. Die Senatsverwaltung gab kürzlich bekannt, dass 15 Clubs von der Schließung bedroht seien, viele wegen der Klagen von Anwohnern. Die Polizei bewacht regelmäßig die Admiralbrücke in Kreuzberg, damit es dort nicht zu nächtlichen Konzerten und damit zu Protesten der Anwohner kommt. Daniel Da-

THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK

Touristen an der Gedenkstätte Berliner Mauer: *Noch billiger, noch wüster*

gan protestiert gegen illegale Ferienwohnungen, Marion Mayr gegen ein Hostel. Berlin ist einer großen Zahl von Berlinern zu laut und zu teuer geworden. Sie wollen nicht mehr die Erzeuger vom Berlin-Feeling für andere sein, zu eigenen Lasten.

Sie wollen mehr Heimat, weniger Weltmetropole. Das ist jetzt das Dilemma der Stadt, sie lebt davon, dass sie als weltoffen, belastbar und cool gilt; Tourismus ist einer der wichtigsten Wirtschaftszweige in Berlin. Im vergangenen Jahr stieg die Zahl der Übernachtungen um 10,2 Prozent, in der ersten Hälfte von 2011 waren es 6,5 Prozent. Der Boom geht weiter. Aber dörfliche Ruhe und Unbewegtheit wären manchem Berliner gerade lieber.

Ein weiteres Problem ist, dass die Stadt die Basis ihres Erfolgs verlieren könnte. Es gibt den Satz von Hans Magnus Enzensberger: „Der Tourist zerstört, was er sucht, indem er es findet." In Berlin findet er das, was er sucht, indem er es selbst herstellt. Das, was ihn ursprünglich angezogen hat, wird dabei verdrängt.

Vielleicht werden auch die Billigtouristen eines Tages merken, dass sie nicht eine Berliner Party erleben, sondern in Berlin eine Party, dass sie dabei sind, die Authentizität, die sie suchen, abzuschaffen, dass sie selbst die Stimmung erzeugen, von der sie dachten, es sei diese Wahnsinnsstadt.

Die Pariser Steine kann man nicht mitnehmen, das Berliner Feeling aber schon, wenn es nur noch darum geht, für wenig Geld eine ganze Nacht gefeiert und in einen Fluss gepinkelt zu haben. Vielleicht gibt es das bald anderswo noch billiger, noch wüster. Partytown kann jederzeit umziehen.

Was kann man tun, um Berlin als eine Weltmetropole zu erhalten, die den Berlinern eine Heimat ist? Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister, hat da eine radikale Haltung. Auf die Frage, ob seine Berliner das alles aushalten müssen, sagt er: „Ja, das müssen sie aushalten. Die Stadt muss sich verändern. Wir haben lange genug in einer Nische gelebt. Wer das konservieren will, stülpt auf andere Weise die Käseglocke über Berlin, die die CDU-Politiker Landowsky und Diepgen schon einmal über die Stadt gelegt hatten. Ich erinnere mich noch gut, wie furchtbar das war. Das stank ja schon."

Das Restaurant „Tim Raue" in Kreuzberg ist ein Ort, wie es ihn nur in Berlin gibt. Tim Raue stammt aus dem Kreuzberger Straßenbandenmilieu, jetzt ist er einer der besten Köche der Stadt. Edelholz und blaue Sessel, an der Wand hängt ein Gemälde, das volle Mülltüten zeigt.

Bei einem Mittagessen mit dem Soziologen Heinz Bude fällt hier der Satz: „Die Partyzone in Kreuzberg ist ekelhaft." Aber von den Protesten hält Bude auch nichts. Dahinter steckten „kleinbürgerliche Motive" einer „romantischen Ursprungspopulation".

Budes Konzept für Berlin sieht so aus: Die Touristen „sollen kommen, aber sie sollen zahlen, viel zahlen". Dann reguliere sich das schon. Und die Berliner müssten ihre Haltung ändern. Derzeit sei ihre Stadt „ein konsumistischer Raum" für die Welt. „Die Haltung", sagt Bude, dürfe „nicht sein: Wir verkaufen uns, sondern: Wir bieten was". Man müsse Alternativen zum Tourismus entwickeln, der Welt zum Beispiel Wissen verkaufen oder Produkte, die so nur aus Berlin kommen können. Bei der Mode gebe es Anfänge.

Wenn Berlin weiterhin so stark auf den billigen Tourismus setzt, ist es bald wirklich ein gigantischer Ballermann. Man kann davon leben, aber es ist unangenehm, und ein bisschen würdelos ist es auch für eine so große, alte Stadt. Berlin wäre nicht mehr Berlin.

„Do you have a reservation?", fragt die Kellnerin vom Restaurant „The Bird" in Prenzlauer Berg. Hier gibt es Hamburger, um die Tische tanzen schwitzende Männer, die Bier aus Glaskrügen trinken. Ein Mann brüllt, dass er Jake heiße und nackt geboren worden sei, yeah, die Kellnerinnen tragen kurze, enge Hosen und fragen: „Are you guys ready to order?" Deutsch würden sie nur im Notfall sprechen, dem amerikanischen Essen folgt nun die Sprache. Im „The Bird" ist von Berlin nichts mehr übrig. ◆

Gegendarstellung

In der Ausgabe von „DER SPIEGEL" vom 06.06.2011 wurde der Artikel *„Das Schweigen der Hühner"* veröffentlicht. Dieser Beitrag enthält unwahre Behauptungen über mich:
Dort heißt es:
– *„… Bensi … erklärt, warum die Deutschen sich ernährten wie Barbaren."*
– Weiter werde ich zur Qualität von Tomaten, die zu Tomatenmark verarbeitet werden, zitiert: *„Der Müll"*.
– Außerdem heißt es: *„Bensi erzählt nun, was er glaubt, … Firmen aus Süditalien würden Tomatenmark aus China in 240-Liter-Stahlfässern importieren. Dieses Tomatenmark werde mit italienischem Leitungswasser gemischt und als ‚Passierte Tomaten aus Italien' verkauft. 95 Prozent der günstigen passierten italienischen Tomaten … kämen aus China."*
Diese Darstellungen sind allesamt falsch. Ich habe keine dieser Aussagen gemacht.
Piacenza, 29.06.2011 Marcello Bensi

Der SPIEGEL ist nach Paragraf 11 des Hamburgischen Pressegesetzes verpflichtet, die Gegendarstellung ohne Rücksicht auf ihren Wahrheitsgehalt abzudrucken.